Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/27 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim.
Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche,
Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 20. **Sonntag** den 12. Januar 1902. **96. Jahrgang.**

Aus der Woche.

Nun beginnt es mit der innerpolitischen Arbeit ernst zu werden. Morgen setzt die Reichstagscommission für die Zollgesetze mit der eigentlichen Thätigkeit ein, am gleichen Tage tritt das preußische Abgeordnetenhaus mit der Berathung der Poleninterpellationen in eine hoffentlich erfolgreiche Wirksamkeit, um sich alsbald der ersten Lesung des Etats zuzuwenden. Die fleißigen Mitglieder beider Häuser — sie sind seltener als die schwarzen Schafe, aber doch zahlreicher denn die weißen Raben — studiren die Etats, von denen der preußische, wie gewöhnlich, der interessantere ist. Das politische Leben des Reiches ist das bedeutsamere, aber das in den Einzelstaaten ist bunter, namentlich in einem Lande von dem ungeheuren und vielgestaltigen Staatsbesitze Preußens, das ohne Frage der größte Unternehmer der Welt ist. Die landschaftlichen und die örtlichen Angelegenheiten, mit denen das Einzelparlament zu thun hat, sind unvergleichlich zahlreicher als die in die Competenz der Reichsgesetzgebung fallenden ähnlichen Dinge. Man schöpft aus dem preußischen Etat mehr administrative und wirthschaftliche Kenntnisse und Anregungen, und das gestaltet ihn, abgesehen davon, daß er übersichtlicher und durchsichtiger ist, als der Reichsetat, auch für den hier wie dort persönlich nicht interessirten Leser zu der anziehenderen Lectüre.

Was an der am Mittwoch verlesenen preußischen Thronrede von allgemeinem deutschen Interesse ist, haben wir hervorgehoben, ebenso glauben wir bisher die erste Berathung des Reichshaushaltsetats über die Pflicht hinaus commentirend begleitet zu haben. Sieht man von der Rede des Abg. Bassermann ab, der etwas zu sagen hatte, so hätte man das nach den Erklärungen des Grafen Bülow Gesprochene getrost gänzlich unbeachtet lassen können. Diese Verhandlungen waren inhaltsleer, soweit die Parteien in Betracht kommen, insbesondere nahmen sich die Darlegungen des Wortführers der „ausschlaggebenden Partei", des Herrn Bachem, trotz ihrer Länge in dem von der „Germania" gelieferten stenographischen Berichte äußerst dürftig aus. Das Centrum hat eben im Augenblicke nichts zu sagen, weil es in allen Fragen, die die nächste Zukunft betreffen, noch nicht zu einheitlichen Entschlüssen gekommen ist. Wo Herr Bachem wirklich etwas zu sagen schien, über die Reichsfinanzreform, hat er wahrscheinlich vielen Parteigenossen außerhalb Preußens und etwa Bayerns zu viel gesagt. Der Badener Hugh und Andere haben schon vor Jahren eine der Aenderung der finanziellen Wechselbeziehungen weit entgegenkommendere Auffassung bekundet. Und schließlich wird der Bien müssen.

Den Vogel in der Etatsberathung hat Graf Bülow abgeschossen, er hat den Verhandlungen einen Inhalt gegeben. Ueber die Aufnahme der beiden Theile seiner Mittwochs-Rede im Auslande kann man sich noch heute kein rechtes Urtheil bilden. Die Engländer, die Galizier mit ihren Helfershelfern und die Italiener waren zunächst verdutzt und nahmen die Auslassungen von einer so guten Seite, wie sie der deutsche Reichskanzler vielleicht gar nicht genommen wissen wollte. In England hat sich das schon einigermaßen gegeben. Wir reproducirten und besprachen bereits unter anderen späteren Preßstimmen von jenseits des Canals eine Auslassung des conservativen, also gouvernementalen „Standard", der an Umkehrung des Sachverhaltes und Unverschämtheit selbst das an Briten gewohnte Maß von Verlogenheit und Ueberhebung übersteigt. „Doch anstatt mit Dir zu zürnen, sag' ich Dank, der wohl versöhnt". Der Zorn, der in der deutschen Zurückweisung der Ungezogenheiten eines englischen Ministers „einen groben Bruch mit der diplomatischen Höflichkeit" findet, „Abbitte" und zwar „schleunige" verlangt, mit „gespannten Beziehungen" droht, ist nämlich unterhaltsam, und für Amüsirendes soll der Mensch dankbar sein. Er wird wohl auch die Boeren amüsiren. Diese haben zwar keinen Anlaß, sich zu gaudiren, aber dieses englische Dräuen muß gerade auf ihr Zwerchfell wirken. Und vielleicht verraucht dieser Zorn etwas infolge der Abfertigung, die Graf Bülow am Freitag dem Abg. Liebermann von Sonnenberg deshalb zu Theil werden ließ, weil er sich im Schimpfen den britischen Lästerer zum Vorbilde nahm und seine beleidigenden Vorwürfe auf das englische Heer und die englische Nation ausdehnte. Bei uns hat diese Abfertigung den Eindruck der Mittwochs-Rede des Kanzlers nicht abgeschwächt; er hat nichts von dem zurückgenommen, was er vorher gesagt, und dem, was er am Mittwoch ausführte, konnte die gröbliche Ausdrucksweise des ehemaligen Antisemitenführers nur als Folie dienen. Auch hat Graf Bülow die Rectificirung des schimpfenden Deutschen zum Anlasse benutzt, den schimpfenden Engländer nochmals als den Urheber des „Zwischenfalles" zu bezeichnen. Aber der Beweis seines Gerechtigkeitsgefühles und seiner Friedensliebe, zu dem ihn Herr v. Liebermann wider Willen nöthigte, zwingt doch vielleicht selbst dem „Standard" etwas wie Achtung und Dankbarkeit ab. Wenn nicht, dann eben nicht. Auch der Hinweis des gouvernementalen englischen Blattes auf die bevorstehenden Besuche des Prinzen von Wales in Deutschland und des deutschen Kaisers in England läßt uns kühl. Der Besuch unseres Kaisers ist noch nicht officiell kundgegebener Entschluß und wenn der Prinz von Wales einen Schnupfen vorschützt und dennoch an dem Tage, wo er in Deutschland zu weilen beabsichtigt, im Londoner Hydepark spazieren reitet, und Deutsche wird das nicht im Mindesten kränken und wir werden Kaisers Geburtstag mindestens ebenso freudig begehen, als wenn wir den Sohn König Eduard's in Potsdam wissen.

Der zweite, wichtigere Theil der Mittwochsrede Bülow's, der den Dreibund betrifft, wird vielleicht von Oesterreich und Italien auch noch unfreundlicher erwidert werden, als im ersten Augenblicke. Auch das würde ertragen werden, namentlich soweit die Galizier u. s. w. in Betracht kommen. Die Betheiligung eines k. k. österreichischen Ministers an der lediglich Hetzzwecke verfolgenden Sammlung für Wrescheu, die Duldung der Beschlußfassung über deutsche Angelegenheiten im galizischen Landtage und die dazu gehaltene maßlos dreiste Rede des Fürsten Czartoryski waren starke Stücke und eine — auf eine scharfe halbamtliche deutsche Zurechtweisung — gegebene „Erklärung" des Wiener „Fremdenblattes", des dortigen Regierungsorganes, sind in ihrer gesuchten Gemüthlichkeit so verletzend gewesen, daß sie auch einen sehr festgesponnenen Geduldsfaden zum Reißen bringen konnten. Die galizischen Uebergriffe und die Chamberlain'schen Schmähworte sind an sich nicht zu vergleichen, aber wenn Graf Bülow, was er nicht wissen können, bei seinen Auseinandersetzungen über den Dreibund an jene galizischen Vorkommnisse dachte, so muß er ebensogut das Bewußtsein, in der Abwehr zu handeln, gehabt haben, als bei der Abfertigung des englischen Ministers. In Deutschland, dessen darf sich der Reichskanzler versichert halten, war die Aufnahme seiner beiden Darlegungen eine vorzügliche. Berliner linksliberale Blätter verhielten sich allerdings sehr kühl, mehrfach sogar mißbilligend, aber das hatte zwei Gründe. Ein Theil von ihnen hatte die Zurückweisung von Chamberlain's Beleidigung schon am deutschen Volke getadelt, bei der Sache überhaupt „nichts gefunden", eines von ihnen war sogar der Ansicht, daß man in einer Bemerkung, die gedruckt nur fünf Zeilen ausmacht, überhaupt nicht beleidigen könne. Und nun kommt der deutsche Reichskanzler und redet über diese Bemerkung, die er für sehr schwer verletzend hält, viel mehr als fünf Zeilen. Das ist bitter. Der andere Grund der kalten Aufnahme ist der schlechte Leumund, den Graf Bülow zur Stunde bei den Nichtdäuflerschändlern genießt. Hätte er seine Rede zu einer Zeit gehalten, wo man noch vielfach glaubte, Doppeltarif gelte ihm für Unsinn, er wäre von den ohn kenntlich gemachten Blättern am Mittwoch bei lebendigem Leibe unter die Halbgötter versetzt worden. So aber, er mag thun und lassen, was er will, wird der Jude verbrannt oder wenigstens angeräuchert.

Kann man nun aber auch mit den beiden Darlegungen des Kanzlers am Mittwoch ebenso zufrieden sein, wie mit der Ergänzung der ersten am Freitag, so muß man doch dem Abg. Bassermann Dank wissen dafür, daß er der Ansicht Ausdruck gab, die heutige internationale Lage stelle hohe Anforderungen an die Vorsicht und die Weisheit der leitenden deutschen Persönlichkeiten. Man kann die Warnung vor politischen Improvisationen kaum feiner einkleiden.

Ein Zeichen der Zeit

— ob ein gutes oder schlimmes, bleibe vorläufig dahingestellt — ist die von verschiedenen Blättern, und auch vom „Leipziger Tageblatt", berichtete Thatsache, daß die Zahl der Theologie Studirenden sich im Zeitraume von nur 5 Jahren (1896/97 bis 1901/02) um 20 Procent verringert hat. Auch die „Kreuzzeitung", die ihre statistischen Mittheilungen darüber dem Ascherson'schen Universitätskalender entnimmt, findet es, namentlich im Hinblick auf Greifswald, sehr auffällig, will aber die Gründe des Rückganges von 2959 auf 2380 „nicht untersuchen". Warum nicht untersuchen? Eine „auffällige" Thatsache reizt doch dazu, und die vorliegende ist eine solche umsomehr, als die Zahl der Studenten in allen anderen Facultäten seitdem fortwährend zugenommen hat. Aber freilich, die noch vor etlichen Jahren beliebte Erklärung ist heute auch für die Leser der „Kreuzzeitung" nicht mehr überzeugend. Damals sah man pharisäisch und schadenfroh auf die paar Facultäten von freierer Richtung herab, und es hieß: „Unsere jungen Theologen und ihre Väter mögen von den linksstehenden Professoren nichts wissen." Aber wie steht's nun? Nicht nur Jena hat abgenommen, sondern auch, und allermeist, Greifswald. Denn da ist die Zahl der Theologie Studirenden von 320 auf 155 zurückgegangen; und gleich nach Greifswald kommt Erlangen, dem von seinen 313 Theologen nur noch 175 geblieben sind. Wenn also die alten Hochburgen der kirchlichen Orthodoxie den stärksten Rückgang zu verzeichnen haben, so kann man für den allgemeinen nicht mehr, wie ehedem, die paar freisinnigen Universitätslehrer verantwortlich machen. Wie aber ist die „auffällige Thatsache" zu erklären? Es liegt nahe, zu sagen, und man hat es gesagt: „Aus der vorherrschend materialistischen Richtung unserer Zeit. Der Theolog, auch der Pfarrer der kleinsten Dorfgemeinde, hat ideale Interessen zu vertreten, und der Durchschnittsmensch des zwanzigsten Jahrhunderts fragt weniger nach ihnen, als „wie er baldmöglichst zu einer gesicherten Lebensstellung", zu „Amt und Brod" kommt." Mag nun in dieser Erklärung — vielleicht — etwas Wahres sein: ausreichend ist sie nicht. Denn zum Erwerb materieller Lebensgüter hat sich der Beruf des Theologen in der evangelischen Kirche niemals geeignet, und wem's nur um „Amt und Brod" zu thun ist, findet zur Zeit Beides in ihm eher, als in manchen anderen.

Ob ich um eine bessere Erklärung der „auffälligen Thatsache" weiß? Ich glaube, ja. Viele junge Männer sehen — oder ahnen wenigstens — den Conflict voraus, in den sie, wenn sie an der Schwelle des Pfarramtes stehen, hineingerathen können, so lange dessen Uebertragung vom Bejahen eines Dogmaglaubens abhängig gemacht wird (und es geschieht noch fast überall), dem sie sich schon auf der Schule, im geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Unterricht, entfremdet haben. Und ist dies der Beweggrund, aus dem die Meisten sich lieber jedem anderen Berufe, als dem pfarramtlichen zuwenden, so ist die Abnahme der Theologie Studirenden, genau besehen, kein betrübendes, sondern ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Denn es beweist, daß in unserer akademischen Jugend das protestantische Gewissen noch eine Macht ist, und daß sie die Versuchung scheut, ihm um äußeren Vortheiles willen untreu zu werden.

Gewiß hat der vielbesprochene Fall Weingart, sowie mancher ähnliche im letzten Jahrzehnte, dazu beigetragen. Denn „vestigia terrent!"

Sollte es dem Kaiser gelingen, den Traum einer deutschen evangelischen Kirche zu verwirklichen, und zwar einer, die nicht nur den kirchlichen Sondergemeinschaften, sondern auch den Gemeinden in den Fragen der Lehre und des Cultus die zu ihrem Gedeihen nöthige Freiheit, insbesondere freie Predigerwahl, gewährte, so würde die Zahl der Theologie Studirenden bald wieder zunehmen. Denn wie bescheiden der Beruf des evangelischen Predigers und Seelsorgers sein mag: ein schöner, für idealgesinnte Jünglinge anziehender ist er doch, und nach wie vor liegt auf dem evangelischen Pfarrhause, aus dem viele unserer vortrefflichsten Männer hervorgegangen sind, ein Hauch von Poesie, deren es dem katholischen und selbst dem erzbischöflichen Palast fehlt.

Bleibt es hingegen bei der seitherigen Abhängigkeit der Gemeinden von einem mehr oder weniger engherzigen Kirchenregimente, so wird man, umgekehrt, auf eine weitere Abnahme der Theologen gefaßt sein müssen. Aber auch dann, wenn sie eintritt, können wir nur die Ursache, und nicht die Wirkung, beklagen. D.

Der Krieg in Südafrika.

Eine Rechtfertigung der Boeren.

Ein früherer Mitkämpfer der Boeren schreibt aus Lorenzo Marques unter dem 15. December: Der Fluch des Goldes, der schon so manches reiche Land ins Verderben stürzte, hat auch in den Boerenrepubliken, noch ehe dieselben sich in den Vollgenuß ihrer Reichthümer setzen konnten, nur zu schnell sein Werk gethan. Mit Entdeckung der Goldfelder wurde die Begehrlichkeit Englands rege, und seit dem ersten finanziellen Erfolg des Minenbetriebes war es sein Bestreben, das den Boeren seinerzeit als ziemlich werthlos überlassene Land wieder in seine Hände zu bekommen. Mit List und Tücke, und wenn diese nicht fruchteten, mit heimlicher und offener Gewalt versuchte das mächtige England, den fetten Bissen an sich zu reißen, aber immer gelang es den Boeren, die gegen sie gesponnenen Intriguen aufzudecken, die verderblichen Absichten Englands zu hinterreiben und, wenn diesem die Sache zu langweilig wurde, und es mit einem Gewaltstreich zum Ziele zu kommen gedachte, ihm beherzt auf die Finger zu klopfen, daß ihm auf Jahre hinaus die Lust zu weiteren Gewaltmaßregeln verging. Inzwischen wurde aber immer weiter gebohrt, intriguirt und chicanirt, und so gehört eben die Zähigkeit und Dickfelligkeit, und auf der anderen Seite auch das Gottvertrauen der Boeren dazu, um einerseits alle die unzähligen Nadelstiche zu ertragen, die das ränkesüchtige England durch diplomatische Kniffe, unbefugte Einmischungen in andere Angelegenheiten ꝛc. ihnen zufügte, und andererseits, wenn es zum Klappen kam, den offenen Kampf mit dem übermächtigen Gegner aufzunehmen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Vorgeschichte dieses unglückseligen Krieges, die zurückreicht bis zur Entdeckung der ersten Goldfelder im Jahre 1867, zu studiren, und ich weiß heute nicht mehr, welches Gefühl mich dabei mehr beherrschte, ob das tiefe Mitleid mit dem armen Boerenvolke, welches sich fort und fort der Anzapfungen auf diplomatischem Wege aber auch der bewaffneten Einfälle des auf seine Macht pochenden rücksichtslosen Gegners zu erwehren hatte, oder Entrüstung und Abscheu über die selbstsüchtige ränkevolle Politik Englands, das trotz der erlittenen Niederlagen immer wieder eine Stelle zu finden wußte, wo es seine Hebel ansetzen konnte, um die Boeren aus dem Sattel zu heben. Die Boerenregierung hatte nämlich während des Krieges, zu ihrer Rechtfertigung vor der übrigen Welt wegen des seinerzeit gestellten Ultimatums und Beginnes der Feindseligkeiten, diese Vorgeschichte mit allen Details und unter Wiedergabe sämmtlicher diplomatischer Noten und Schriftstücke zu Papier bringen lassen und dieselbe als hübsch ausgestattetes Werk in Halbfolioformat in beschränkter Anzahl drucken lassen, um es an die fremden Regierungen zu versenden. Ob diese Versendung noch geschehen ist, kann ich nicht sagen, denn das Werk, um welches der federgewandte Staatssekretär Reitz sich besonders verdient gemacht hat, kam erst kurz vor der Einnahme von Pretoria heraus, und ob die von da ab stets auf der Flucht befindliche Regierung dann noch Zeit zur Absendung gefunden oder diese überhaupt noch für opportun gehalten hat, ist fraglich. Mir selber vorehrte Reitz in Machadodorp ein Exemplar dieses hochinteressanten und jetzt jedenfalls historisch höchst werthvollen Werkes mit eigenhändiger Widmung, und ich hatte vierzehn Tage später, als ich verwundet in Lydenburg lag, Muße genug, mich gründlich in dasselbe zu vertiefen. Leider fand ein englischer Officier nach der Einnahme von Lydenburg bei Durchsuchung meiner Sachen noch Kriegscontrebande dieses Buch, und nahm es mir, trotz meiner energischen Reclamation, unter dem Vorwande, dasselbe als officielles Document der früheren Boerenregierung abliefern zu müssen.

Es würde zu weit führen, näher auf den interessanten Inhalt dieser Rechtfertigungsschrift mit all ihren Belegen an diplomatischen Schriftstücken einzugehen, auch würde viel dazu gehören, um denselben aus dem Gedächtniß genau wieder zu geben. Aber so viel habe ich daraus ersehen, daß die Boerenregierung für Abfassung diplomatischer Noten garnicht so ungeschickt war, wenigstens inhaltlich trugen dieselben bei aller Höflichkeit stets den Stempel eines großen, durch unerschütterliches Gottvertrauen eingegebenen Selbstbewußtseins, aber die Form derselben mag in europäischen Diplomatenkreisen oft genug Heiterkeit erregt haben, denn ohne Bibelcitate waren auch diese diplomatischen Noten gar nicht denkbar. Die englischen Noten dagegen waren formvollendet, aber inhaltlich, selbst kurz nach den verschiedenen Niederlagen, stets voller Nörgeleien oder unverschämter Forderungen und Drohungen. Die größere Hälfte des Werkes nimmt allein die Zeit vom Jameson-Einfall bis zum Ausbruch des Krieges in Anspruch, und dieser Abschnitt ist natürlich ganz besonders interessant mit seiner sich immer mehr zuspitzenden Heftigkeit im Ton der Hunderte von Noten, die in dieser Periode gewechselt worden sind. Ein Umstand ist mir in diesem Buche noch besonders aufgefallen, und derselbe dürfte auch im Allgemeinen von Interesse sein, nämlich der, daß es einem Deutschen vorbehalten war, den Goldreichthum Transvaals zu entdecken.

Ein gewisser Herr Hauch war danach der erste, der im Jahre 1867 im nordwestlichen Transvaal, in der Gegend von Tati, und drei Jahre später im Lydenburgdistrict, bedeutende Goldfunde machte und auch das Vorhandensein von goldhaltigen Quarzgängen feststellte, welche Entdeckung dann zur Vornahme weiterer Untersuchungen führte, die Transvaal in die Reihe der goldreichsten Länder der Erde rückten, aber auch zugleich den Fluch heraufbeschworen, der das Land und seine bedauernswerthen Bewohner zum Untergange zuzuführen droht.

* **London.** 11. Januar. Wie „Reuter's Bureau" meldet, ist beschlossen worden, ein Lager gefangener Boeren auf der Insel Antigua (Kleine Antillen) zu errichten. Ein Officier ist dahin abgegangen, um Platz für das Lager auszuwählen.

Deutsches Reich.

+ **Berlin,** 11. Januar. (Deutschlands auswärtige Politik und das Centrum.) Das Münchener Centrumblatt findet es sehr schlimm, wenn Oesterreich mit Rußland einen Balkanvertrag schließt, wenn Japan und Amerika mit Rußland und Frankreich „die" Politik in Ostasien machen, wenn Frankreich sich mit Italien über Tripolis verständigt — „ohne das deutsche Reich". — „Während der Zweibund Alles beherrscht", ruft im Anschlusse hieran das Münchner Blatt aus, „immer mehr an Inhalt gewinnt, läuft das Faß des Dreibundes aus." — Das Centrumsorgan vergißt bei diesen Klagen, daß der Dreibund zu keiner Zeit Oesterreich gehindert hat, mit Rußland Balkanverträge zu schließen, einer Verständigung Italiens mit Frankreich — deren realer Werth schon jetzt überaus winzig erscheint — ebensowenig jemals im Wege stand und die ostasiatischen Verhältnisse in ihrer Beziehung zu Japan und den Vereinigten Staaten u. s. w. niemals berühren konnte. Vergegenwärtigt man sich die Stimmen aus dem Bismarck'schen Lager, die zur Zeit der kretischen Wirren mit Nachdruck in dem Sinne laut wurden, Deutschland thue gut, wenn es bei Anlässen, die seine directen Interessen nicht berühren, sich möglichst zurückhalte, so wird man die Münchner Centrumsklage über das Auslaufen des Dreibundfasses im Hinblick auf die gedachten Puncte, auch unter Anlegung Bismarck'scher Maßstäbe, nicht gerechtfertigt finden können. Wenn das bayerische Centrumsblatt weiter behauptet, der gegenwärtige Frieden sei ein Frieden auf Kosten der geschmälerten europäischen Vormachtstellung des deutschen Reiches und habe als Inhalt die Einschnürung der deutschen Politik, so ist hierauf Folgendes zu entgegnen. Eine europäische Vormachtstellung, wie sie Deutschland unter Wilhelm I. und Bismarck eine Zeit lang sicherlich eingenommen hat, mußte von dem Augenblick ab Einbuße erleiden, wo der Glanz der kriegerischen und diplomatischen Großthaten des Reiches anfing, für die übrigen Mächte den Charakter des Ungewohnten zu verlieren. Davon abgesehen, hat das Hinscheiden des alten Kaisers, der Rücktritt Bismarck's, und die Caprivi'sche Periode mit ihrem Verzicht auf den deutsch-russischen Neutralitätsvertrag einer europäischen Vormachtstellung Deutschlands nicht förderlich sein können. Daß aber der gegenwärtige Frieden mit einer Einschnürung der deutschen Politik verbunden sei, diese Frage ist nur cum grano salis richtig. Keine europäische Macht kann heute thun, was sie will, und in diesem Sinne schnürt der bestehende Frieden die Politik jedes Staates ein. Das Münchener Centrumsorgan zeigt sich aber von der Vorstellung beherrscht, als gehe die Einschnürung der deutschen Politik so weit, daß ein Zusammengehen Deutschlands mit England zu einer eisernen Nothwendigkeit werde, wenn das Reich nicht in eine „vollendete Isolirung" gerathen wolle. Man braucht nur auf den Samoa-Vertrag mit Amerika und England, auf den für uns ehrenvollen Ausgang der chinesischen Wirren, auf unser gutes Verhältniß zu Rußland zu blicken, um zu erkennen, daß — den Dreibund einmal ganz aus dem Spiele gelassen — von einer Isolirung Deutschlands nicht entfernt gesprochen werden darf. Das bayerische Centrumsorgan freilich macht „schon" einige Fragezeichen hinter das große Problem, wie „Großpreußen", d. h. das deutsche Reich, in der Isolirung bestehen wird. Diese Bekümmernißs der bayerischen „Patrioten" contrastirt grell zu dem Bestreben derselben „Patrioten", die Isolirung Deutschlands durch Sprengung des Dreibundes zu befördern. Daß ein Bündniß zwischen Italien und Frankreich das einzig naturgemäße sei, daß es unklug von Italien wäre, trüge es „für den Dreibund" seine militärisch-finanziellen Lasten weiter, diese Ausstreuungen gehören bekanntlich zu den Specialitäten des bayerischen Centrumsorgans. An dem Ernste seiner Bekümmernisse um die Zukunft „Großpreußens" darf unter solchen Umständen mit Fug und Recht gezweifelt werden. ȝ

ȝ. **Berlin,** 11. Januar. (Chamberlain's deutsche socialdemokratische Schutztruppe.) Wenn es irgend einen Vorwurf giebt, der gegenüber dem Centralorgan unserer Socialdemokratie nicht erhoben werden darf, dann ist es der, daß seine politische Garderobe mangelhaft sei. Dieselbe ist vielmehr die reichhaltigste von der Welt. Wird ein deutscher Gesandter von Chinesen ermordet und dadurch eine deutsche Expedition nach China nothwendig, dann ist der „Vorwärts" sofort in dem Costüm eines chinesischen Boxers auf dem Plane. Benimmt sich Venezuela ungebührlich gegenüber deutschen Rechten, dann tritt der „Vorwärts" sofort als venezolanischer Kämpe für Castro in die Schranken; beleidigt Chamberlain das deutsche Heer, dann zieht der „Vorwärts" eilends die englische Khaki-Uniform an und formirt sich als begeisterte Schutztruppe Chamberlain's. Wen wird es Angesichts dieser socialdemokratischen „internationalen", in Wahrheit antinationalen Verhaltens überraschen, daß die energische Abfertigung Chamberlain's durch den Reichskanzler das socialdemokratische Centralorgan in helle Entrüstung versetzt hat?! Aber seine Wuth über die Wahrung des nationalen Schatzes, den die ruhmreiche Vergangenheit unseres Volkes in Waffen bedeutet, geht so weit, daß es jede Besinnung und das Gedächtniß für das verloren hat, was es 24 Stunden vorher selbst geschrieben. In einer Besprechung der Mittwochssitzung des Reichstags schrieb der „Vorwärts" am 9. Januar:

„Für den Kanzler . . . war es kein Geringes, an den nicht geringen Gegensätzen zwischen der Volksstimmung und der Hofstimmung das ihm unschädliche Maß zu finden."

In einer Besprechung derselben Sitzung sagt der „Vorwärts" dagegen am 10. Januar:

„Wir glauben nicht einmal, daß die Erklärung (Bülow's) in jedem Worte sorgfältig vorbereitet war."

Am 9. Januar schrieb der „Vorwärts":

„Graf Bülow mußte sich entschließen, mit einiger Schärfe den Minister (Chamberlain) . . . zurückzuweisen . . . Schwer und gequält brachte er dies späte Opfer an die Entrüstung im Volke, von der Graf Stolberg gesprochen hatte."

Am 10. Januar aber sagt derselbe „Vorwärts":

„Um populären Stimmungen Rechnung zu tragen, hat er